

Das Amulett.

Erzählung aus dem Türkischen von Wilhelm Z. Wela.

In tief leuchtendem Glanz stand die Sonne über Eub. Ihr Leuchten hatte den ganzen westlichen Himmel entzündet und goß blendendes Licht über das Goldene Horn, daß die kleinen hüpfenden Wellen funkelnden Märccheneselenen glühten.

Oberleutnant Halif Bey drängte sich durch das Menschengewühl zu der Treppe, die zum Untergang der Bosphorusdampfer unter der Brücke hinunterführt. Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, eilte der Offizier hinunter. Es war die höchste Zeit gewesen, wollte er nicht eine ganze Stunde warten. Raum hatte er das Aufsteigen überschritten, wurden auch schon die Lauer losgemacht, der Dampfer drehte sich langsam und die mächtigen Räder begannen schwer das Wasser zu peitschen.

Halif Bey hatte einen bequemen Platz an Bord gefunden und blickte mit strahlenden Augen auf die Fülle vorüberziehender Bilder, die so oft gesehen und doch ewig neuen. Als wollte er sie alle noch besonders seinem Gedächtnis einprägen, bevor er seine Heimatstadt verließ. Morgen um diese Zeit würde er schon mit seinem Regiment auf dem Marsch sein ins Feld. Und diese letzte Nacht wollte er noch im Hause seiner Eltern verbringen, in freundlichen Besuchen am Bosphorus. Würde er seine schöne Heimat wohl noch einmal wiedersehen? Allah billet! Allah allein weiß es, aber der sagt nichts, was im Buche des Schicksals geschrieben steht.

Rauschend wand sich der Schirtdampfer durch das Gewühl der Segelschiffe und Barken im Goldenen Horn. Dann wurde die Bohne frei und der Dampfer zog seine herrliche Straße durch den Bosphorus.

Die Sonne war längst untergegangen, und die kurze Dämmerung war der Nacht gewichen, als der Dampfer in Bejos anlegte. Der indigoblaue Himmel, klar und durchsichtig, war übersät mit Millionen funkelnder Sterne, und der aufsteigende Mond baute silberne Brücken über den Bosphorus.

Halif Bey war leichtfüßig an Land geeilt. Indes der Dampfer seine schimmernde Bahn weiterzog, ging der Offizier zuerst ein Stück am Ufer entlang und bog dann mit der Sicherheit eines Menschen, der hier zu Hause ist, in eine der dunkelsten menschenleeren Gassen, die von fahlen Gartenmauern umsäumt werden.

Ohne sich umzusehen, verfolgte er seinen Weg. Plötzlich tarrte aus dem Schatten heraus eine Hand und berührte Halifs Arm. Er sprang jäh zurück und griff nach dem Revolver. Seine Blinde bohrten sich in das Dunkel der Schatten. Da sprach eine flüsternde Stimme: „Habe keine Angst, Halif Bey! Ich bin, die alte Aischä, die einjährige Amme deiner kleinen fernen Braut.“

Am anderen Morgen nahm Halif Bey Abschied von den Eltern. Wenige Stunden später war er auf dem Marsch einem ungewissen Schicksal entgegen.

Während all der Jahre, seit sie mit ihren Eltern von Stambul weggezogen war, war in Konjös die Erinnerung an Halif Bey nicht angeklungen. Angelommene Bekannte erzählten oft, wiewohl ein halbliefer Offizier Halif geworden sei, und daß ihm ein schöne Zukunft bevorstehe. Einmal kam ein Bild Halifs in Konjös Hände. Ihre Freude konnte keine Grenzen. Lange betrachtete sie die hübschen, männlichen Züge, dann bedachte sie das Bild mit ungezählten heißen Küssen, und von da ab weilten ihre Gedanken Tag und Nacht bei dem Geliebten.

In der Abgeschiedenheit des Harems wuchs ihre Liebe täglich mehr an. All ihr Denken gehörte dem Fernen, der ihr Herz erfüllte und mit Allahs Hilfe bald ihr Gatte sein sollte.

Da kam der Krieg. Sein Brausen drang bis in das stille Brussa. Konjös Herz zitterte bei dem Gedanken, Halif könnte ein Unglück zufliehen oder gar der Tod ihn ereilen. Sie vergoß bittere Tränen bei diesem Gedanken, und mehr wie einmal mußte ihre Mutter die Verzweifelte trösten. Konjös Sehnsucht wuchs ins Riesengroße. Gar zu gerne hätte sie Halif noch einmal gesehen, ehe er mit den Soldaten auszog in den Krieg. Und weil das nicht ging, überredete sie ihre alte Amme, nach Stambul zu reisen und Halif Bey ein Amulett zu überbringen, dem sie in langen, qualvollen Nächten ihre heißesten Segenswünsche für den Geliebten zugesüßelt hatte.

Als die alte Aischä nach Brussa zurückkam, da war Halif Bey schon längst auf dem Marsche nach dem Kriegsschauplatz. Sie mußte ihrer jungen Herrin jedes seiner Worte wiederholen, hundertmal erzählen, wie er ausgesehen habe, und tausend andere Dinge mehr. Nach ein paar Tagen litt es Konjös aber nicht mehr in ihrer stillen Untätigkeit.

Schnell entschlossen weidete sie sich zum roten Halbmond und ward als Pflegerin angenommen. In Brussa wurde sie ausgebildet, dann reiste sie mit anderen türkischen Mädchen, die sich dem gleichen Werk der Nächstenliebe gewidmet hatten, nach Damaskus.

Während der nächsten Wochen gab es nun für Konjös Tage voll angestrengter Arbeit und Abende voll niederdrückender Müdigkeit. Die Lazarett mußten in Stand gesetzt werden zum Empfang jener, die für ihr Vaterland, für ihr Volk geliebt hatten. Raum war alles so weit fertig, kamen auch schon die ersten Verwundetentransporte in Damaskus an. Konjös Herz biutete beim Anblick so viel hilflosen Glends. Sie wohnsinnige Angst um den Geliebten erfaßte sie, ließ sie nicht los. Aber all die neuen Eindrücke drängten doch die Gedanken an Halif bald in den Hintergrund. Sie hatte auch gar keine Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen. Der Dienst erforderte ihre ganze Kraft.

Wochen hindurch war es schon so gegangen. Eines Tages kam wieder ein neuer Zug mit Verwundeten. Ein paar Offiziere waren auch darunter. Einer von ihnen, ein junger Mann, dessen linker Arm zerfemelt war, wurde in Konjös Abteilung gelegt. Am nächsten Tage mußte ihm der Arm abgenommen werden. Konjös sah die traurigen Augen in dem blassen abgemagerten Gesicht, in das die brennenden Schmerzen scharfe Linien gezeichnet hatten. Ihr Herz ward von gewaltigem Mitleid erfüllt. Sie umgab den ihrer Pflege Anvertrauten mit liebender Sorgfalt und suchte ihm seine Schmerzen vergessen zu lassen. Da die anderen in ihrer Abteilung nur leichter Verwundete waren, konnte sie sich viel mit dem jungen Offizier beschäftigen. Konjös trug, wie die anderen türkischen Pflegerinnen, nur den Kopfschleier, der das Gesicht freiließ. Als bei dem Offizier doch Fieber nach der Operation nachgelassen hatte und er an seiner Umgebung wieder Interesse nahm, bemerkte Konjös, die ihn mit nimmermüder Sorgfalt pflegte, daß die Blide des jungen Verwundeten ihr voll stiller Zärtlichkeit folgten, sobald sie in seine Nähe kam. Wenn sie einen dieser Blide auffing, errotete sie tief und wußte nicht warum. Es kam ihr als ein Verbrechen gegen den fernen Geliebten vor, daß sie unter dem Bild eines fremden Mannes errötet war. Aber trotzdem zog es sie immer wieder in die Nähe des hilflosen Verwundeten, der bleich und matt in den Rippen lag und dessen Augen nur ausleuchteten, wenn sie in seine Nähe kam oder wenn ihre Hand seine Stirn berührte. Als bedeute ihre Nähe ihm alle Lebensfreude.

Eines Abends rückte sie ihm die Rippen zurecht. Da fiel ein kleiner Gegenstand zu Boden, der unter dem Kissen gelegen hatte. Die Blide des Offiziers waren jeder ihrer Bewegungen gefolgt, als der Gegenstand zu Boden fiel, suchte er hastig danach zu greifen, aber aufstöhnend sank er in die Rippen zurück. Plötzlich blühte sich Konjös, — da er schiefte, Am Boden lag ein Amulett, in Größe, Gestalt und Farbe gleich dem, das sie vor wenigen Monaten ihrem Verlobten nach Stambul geschickt hatte. Grenzloses Staunen malte sich in ihrem Gesicht, als sie das Amulett dem Offizier reichte, der es hastig wieder unter das Kissen schob. Eine leichte Röte zog dabei über sein Antlitz.

Mit weitgeöffneten Augen suchte Konjös in den Zügen des Verwundeten. Als der ihren Blick bemerkte, lächelte er. Da faßte sie sich ein Herz, neigte sich über ihn und fragte leise, von wem er das Amulett habe. Ihre Blide hing an seinen Lippen, als wollte sie die Antwort schon vorwegnehmen. Wieder lächelte der Verwundete still. Eine Weile schloß er die Augen, der Abglanz eines liebevollen Erinnerns zog über sein bleiches Gesicht. Dann warf er einen schnellen Blick durch den Raum, ob ihn niemand höre, und sprach mit leiser Stimme: „Wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen erzählen, von wem das Amulett ist. Aber setzen Sie sich zu mir, damit ich leise sprechen kann.“

Und als sich Konjös gesetzt hatte, erzählte der Verwundete von einer lieben, kleinen Jugendgepielin, so wie sie seit Jahren in seiner Erinnerung lebte. Er erzählte, wie ihn die kleine Konjös nicht vergessen habe, und daß er sie heiraten wollte, wenn — ein Schatten huschte über sein Gesicht. Mit einem weichen Blick sah er auf seine linke Schulter, wo unter diesem Verband eine große Wunde langsam heilte.

Ein Zittern durchlief Konjös Körper bei der Erzählung des Offiziers. Voll Rührung hörte sie aus seinen Worten die Liebe sprechen, die er noch immer für sie, seine Jugendgepielin, im Herzen trug. Und dann folgte ihr Auge seinem schmerzlichen Blick auf den schlanken Arm. Heißes Weh lag in ihr auf. So sah sie also Halif, den jugendlichen Geliebten wieder! Aber Allah sei Dank, daß sie ihn überhaupt wieder sah! Sie bedeckte die Hand über die Augen. Halif Bey schloß die

ne Gedanken waren weit fort, aber seine Blide hing, scheinbar unbewußt, an Konjös Antlitz, das beim schwachen Licht der Nachtlampen rotes Dopol schimmerte. Endlich fragte Konjös zögernd: „Würden Sie das kleine Mädchen von damals wiedererkennen, wenn es jetzt vor Sie träte?“ Sie hielt den Atem an, so gespannt wartete sie auf seine Antwort. Halif Bey sann eine Weile nach, ehe er antwortete: „Ich weiß es nicht! Es sind schon acht Jahre her, seit ich die kleine Konjös das letzte Mal gesehen habe, — sie muß sehr schön geworden sein.“ Er unterbrach sich schnell und schloß mit einem Seufzer.

Sie waren jetzt beide schweigend geworden. Durch das geöffnete Fenster drang die würzige Nachtluft herein. Die anderen Kranken schliefen alle. Da klangen durch die heilige Stille der Nacht draußen süße Töne. Eine Nachtigall sang ihr Lied voll heiserer Leidenschaft. Die beiden lauschten mit verhaltenem Atem. Konjös hatte sich zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Trotzdem fühlte sie seinen Blick unterwandert auf sich ruhen, während draußen die Nachtigall ihre Liebesklage schlug. Konjös brach das Schweigen: „Wenn es Ihnen recht ist, will ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen.“

Dankbar nickte ihr der Kranke zu. Und Konjös erzählte das Märchen vom Wälsbül und der Rose. Schon nach ihren ersten Worten hatte sich der Kranke halb aufgesetzt. Seine brennenden Blide hing an ihre Lippen. Sie hatte das letzte Wort leise wie ein Hauch gesprochen. Da ließ er sich langsam in die Kissen zurücksinken, und bedeckte seine Augen mit der Hand. Eine Weile lag er so, dann tastete er nach der Hand seiner Pflegerin und presste sie innig. „Konjös!“ rief er leise, und jubelndes Erkennen klang aus seiner Stimme. „Wie konnte ich dich denn nicht gleich erkennen? Bist du's denn wirklich?“

„Ja, ich bin Konjös, dieselbe Konjös, von der du erzählt hast, Halif!“ antwortete sie einfach, und streichelte seine Wange. „Und mein Herz ist auch noch genau dasselbe wie früher!“ fügte sie noch leiser hinzu.

„Auch als einen Krüppel liebtst du mich noch, Konjös?“ fragte Halif Bey mit stotterndem Stimm.

„Ich setze nur meinen Herrn, dem meine Seele und mein Leben gehört!“ gab sie mit zärtlichem Blick zurück.

Da zog Halif Bey die schlante Mädchenhand an seine Stirn, und seine Blide suchten den Himmel, der sich draußen sternüberfüllt wühlte. Eine feierliche Dankbarkeit erfüllte sein Herz, und seine Lippen murmelten: „Allah, ich danke dir! Was kaum je einem Mann zuteil ward, hast du mir zuteil werden lassen. Ich durfte meine Frau und alle ihre Tugenden schon vor der Hochzeit kennen lernen!“

Die alte Schesterin, die wieder beim Holzdieben war, fiel ja fast in die Brombeerdornen, als sie den Förster sah. „Der rauche heut' vollends keinen Gutes! Aber, o Wunder, er saß sie gar nicht. Und kopfschüttelnd schaute sie ihm nach, als sie ihren traurigen Rücken wieder aufzurichten wagte.“

Zum erstenmal seit Jahren stand das Bild seines mährischen Sohnes mit aufdringlicher Lebhaftigkeit wieder vor ihm; nachdem er es abgetan hatte, weil er Ruhe brauchte nach seiner Art, innere, feste Ruhe.

Die rechte er damit gehabt hatte! Jetzt begannen diese bösen Erinnerungen wieder zu heizen und zu nagern. Versucht die Stunde, in der er sich hatte bereden lassen, den Burschen zum Studieren zu geben statt dem deutschen Wald und einer guten Finte und all dem sichern Glück, das in beiden liegt! Aber natürlich die Weiber, die eiteln, die wollten's, die geliebten Bekannten, die rieten's! Schab' war's um das Wälsbül mit dem hellen Kopf und den guten Noten! Ja — gut für ein Gedankenblatt mit Lehrerschönheit und hell für Lumpenfreude, zu denen man auch nicht bummeln darf. . . Er tat einen Bombensprung.

Die Sorgen, bis der Hubert auf die Hochschule konnte, die Mühe und Kräfte. Und auf der Hochschule dann erst recht von den dreien die Menge. Dazu die Ueberhebung, der Trost, der Leichtsinns. Der Vater mußte in die Stadt und Suppen auskoffeln, die für ihn nicht gekocht waren. Bis es zum Krachen kam. Schulden mußte er mit dem sorglich zusammengelegten bischen Geld bezahlen — für Weiber und Schneiderlohn, für Sekt und Austernessens. Aber da war's Schluss. . . Und er suchte in den Tag hinein, daß es der Frühlingssmuck noch weicher tat als der Fesikalum dem Frühlingssleid.

Wachte jetzt das wehleidige Weibergetöse zehn Helden aus ihm machen, weil er tat, was alle tun und was er doch tun mußte: daß er ins graue Tuch troch und mit den anderen ritt — was war, das blieb. Man kann nichts ungeschehen machen. Man kann solche Brunnen zudecken, aber nicht auspumpen. Drum war er auch nicht dabei gewesen, als er vor drei Vierteljahre auszog, sah ihn auch damals nicht. Nur die Weiber waren in der Stadt. Und jetzt, da er heimkam — na — über all dem Betteln hätte er's zugelassen — aber für sich wollte er sich die Sohle noch überlegen. . .

Zu Hause war die Stunde gekommen, in der der Erwartete eintreffen mußte. Endlich klang Hufschlag auf der Straße, die vom Dorf durch den Wald zog.

Die Mutter, die Schwestern und die beiden Hunde, die der miffgelante Herr zu Hause gelassen hatte, standen zwischen der Hausflur und der Linde und schauten dem winkenden Reiter entgegen.

Die Mutter sah aus wie die Sonne selber, die so eitel Freude schien, und glänzte wortlos ihrem Sohn entgegen. Die Schwestern waren reger und winkten mit den Händen. Die Tiere klafften dem Antkommenden entgegen und schienen, sich zurückwendend, die Frauen zu fragen, ob da Freund oder Feind käme.

Recht wie ein Herr und Held kam er doch an, der böse, liebe Jungel Gotte auch recht. Warum sollte er die halbe Stunde zu Fuß gehen, wenn der Postwirth noch ein manierlich Pferd im Stalle behalten hatte. Ein Reiterlohn und geben, das wäre ja ein Jahres ohne Lir oder eine Rürde ohne Herd.

Schon fanden einander die Worte in freudigem Grühen. Den Anger heraus kam das Hof im Trab. Vom Hofen und Wellen hallte das Waldtal. Und als das Tier, ledig seiner Last, stampfte und schnaubte, lagen Mutter und Sohn einander in den Armen.

„Bist du's denn? Bist du's denn?“ Sonst brachte die Mutter nichts heraus. „Ich denke, daß ich's bin. Sie mußten mich nur draußen verwechseln haben, was immerhin kein Wunder wäre.“

Die Schwestern drängten sich herzu. Die Waid kam aus der Küche gelaufen, wuschte die Hand an der Schürze und bot sie dem Reitermann.

Ein rascher, fast schämiger Blick des Antkommenden irte, während er sich aus dem Willkommenszudrang löste, nach der Haustür, und als er in das Haus, in die alte, gemüthliche Kasse trat, war es der nämliche Blick, der rasch ins Leere streifte.

Zwischen den steuermüden Fenstern der Ecke stand der dicke, quadratische Tisch gedeckt. Das Linnen und die Teller leuchteten in dem breiten Sonnenband, das auf ihnen lag, wie Januarhne. Mitten auf dem Tisch aber lag ein schöner, großer Laib Brot, krugig in seiner schwellenden Fülle mit schwarzbrauner Rinde.

„Erzähl“, erzähl!“ hieß es von allen Seiten, als man den Heimgelachten und sich selber wahllos auf das Lederfosa neben dem Ofen gedrückt hatte. Aber es ging, als ob zehn Stare auf einmal durch ein Schlupfloch sollten. Zunächst kommt keiner

heraus. Der graue Reitermann mit den roten Rigen wechete mit den Händen an die Wand des Hausflurs klatschte, und als der Junge eben mitten in der Stube sich redte, trat der Förster ein. Der sah fast aus, als ob ihn die Szene nicht angehe. Die Rauchwolken quollen wieder aus der Angelpfeife. Er feuerte geradeswegs auf den Tisch zu.

Da war's, als ob der Kriegsmann, der dem Vater an Größe nichts nachgab, kleiner würde, und gebückt sagte er sein „Grüß Gott, Vater“, bot zögernd die Hand, der Förster qualmte, zögerte ebenfalls, rührte aber die Hand nicht, sondern erwiderte nur mit kurzem Kopfnicken: „Grüß Gott“ und setzte sich hinter den Tisch.

Die Magd war beim Erscheinen des Herrn aus der Stube verschwunden. Die Mutter folgte ihr in die Küche; denn wenn sich der Förster hinter den Tisch setzte, so war das ein Signal.

Gleich darauf wurde die Suppe heringetragen. Der Junge hatte rasch sein. Sicherheit wiedergewonnen und setzte sich frank über den Esstisch. Der behielt seine Pfeife, weil er sie austauschen wollte und weil die Suppe noch zu heiß wäre. Er paffte und streifte immer wieder mit einem studierenden Blick seinen Sohn.

Der Wegmacher hatte recht. „Wie der sich verändert hat, gut verändert!“ hatte er gesagt, als ihn der Förster traf, nachdem kaum der Junge vorübergeritten war. So war's gekommen, daß der Vater halb wider Willen auf dem kürzesten Fußweg nach Hause ging.

Die Wölfe, die der Alte ins Laus g-bracht, wuch rasch vor der Uebermacht der frohen Stunde. Die Frauen wurden wieder warm, die Schwestern jutraulicher.

Der Junge prüffete und sah nach der Sonne. Die Suppe macht vom Ansehen heiß, und hinter den Scheiben hier heigt die Sonne schon ehrlich ein.

„Aber so mach' dir's doch leichter — zu Haus“, redete die Mutter zu. Schwestern Lene war immer handfest und stink, packte den Bruder und nestelte ihm unbehilfen den Waffensack auf.

„Du sollstest Krantenschwester werden“, lachte der Junge. Mit einem lauten „O jeh!“ hielt sie plötzlich den Kopf wie zwei Schranten aneinander. Alle sahen hin. Am Gesentträger hing das Eisene Kreuz. . .

Hubert war ärgerlich zusammengefahren. „Jetzt ist's doch heraus! Ich wollte nur nicht gleich so aufpassen damit. Ich erzähl' euch auch davon später.“

Die Mutter wog das gleichende Dinglein in schmeichelnder Hand und fragte mit freundlich-mildem Vorwurf: „Schau, Vater schau!“

Der Förster sog mächtig an seiner Pfeife. Die gurgelte und pffte widerpfeiflich gegen ihren Herrn und Meister, der sich stets rührte, daß ihm diese schwer zu rauchende Angelpfeife nie zu schaffen machte und niemals ausging, solange ein braunes Blättchen im Kopfe war.

„Recht!“ brummte er. „Es kriegen's ja so viele.“ Der Junge fühlte den Hieb und suchte mit angenommener Gleichgültigkeit über den heißen Augenblick wegzutommen, drängte sich die Frauen weg und ergriff mit beiden Händen halb zufällig den Brotleib. Er drehte das pralle Ding und liebstoffte es mit den Bliden.

„Kinder, das ist doch die wahre, die herzlichste Gottesgabe, all der Ehren wert, die man hat in Bäterzeit erwiesen hat. Das hat man jetzt wieder gelernt. Jetzt versteht man's erst, warum man's gefegnet hat beim Anschneiden.“

Dem Förster gab's einen Rud. Er schlug auf den Tisch. Alle sahen ihn an. Die Pfeife war ausgegangen.

„Zündholz her!“ witterte er. Drei Hölzer brachen erfolglos ab. Da stellte er die Pfeife in einen Eiertopf und sah seinen Sohn durchbringend an. „Ist das dein Ernst, Bub?“

„Ich mein', es war schlecht an der Zeit, um mit dem täglichen Brot Spah zu treiben.“

„Verdammt Kerl, warum bist du nicht früher so gefeiert geworden?“

„Vater, wenn's einen Weltkrieg dazu gebraucht hat, war es gewiß nicht früher möglich.“

„Und recht hat er auch.“ Er packte die Hand seines Sohnes in die seine. „Wir trinken jetzt Wein zu Mutter's Weißbrot. Unsern vollkommnen Tiroler. Selt — hab' ich nicht.“

Das war sein letzter Trunk und Hieb. Dann blühte eitel Sonne in der festlichen Stube, und die Familie war wieder zu fünf wie in jungen Jüdlischen Tagen.